

Prof. Dr. Petra Terhoeven (Göttingen)

“Wozu ist die Kenntnis des 20. Jahrhunderts für das 21. Jahrhundert noch gut?”

Festvortrag anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Masterstudiengangs „Geschichte und Politik des 20. Jahrhunderts“ am 10. Juli 2018 im Auditorium „Zur Rosen“, Jena

Es scheint ganz offensichtlich Bedarf an Selbstvergewisserung zu geben, wenn die Leitung eines renommierten Zentrums für die Geschichte des 20. Jahrhunderts eine Kollegin bittet, zu einer so grundsätzlichen Frage Stellung zu nehmen. Anlässlich der Eröffnung dieses Zentrums, aus dem dann zwei Jahre später der Masterstudiengang hervorging, dessen zehnjähriges Bestehen wir heute feiern, war die Aufgabenstellung an die geladenen Kollegen noch deutlich weniger defensiv formuliert. „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Geschichte des 20. Jahrhunderts?“ hieß es 2006, frei nach Schiller. Das Jena Center stellte sich jedenfalls von vornherein in eine ehrwürdige Tradition des Nachdenkens über Nutzen und Nachteil, Sinn und Unsinn der Historie als *magistra vitae*. Und wenn man die lange Reihe von Kollegen und Kolleginnen aus dem In- und Ausland Revue passieren lässt, die seit der Eröffnung des Jena Centers zum Forschen und Lehren hierhergekommen sind, und vor allem die Erfolge der heute hier anwesenden Absolventinnen und Absolventen betrachtet, dann steht außer Frage, dass dieses Selbstbewusstsein einer – wie wir schon fast vergessen haben – ehemals im Fach eher randständigen Disziplin, der Zeitgeschichte, vollauf berechtigt war.

Der Tagungsband, der aus den 2006 hier gehaltenen 25 Vorträgen hervorgegangen ist, enthält denn auch so viele gewichtige Antworten auf Schillers der Gegenwart angepasste Frage, dass man sehr wohl geneigt sein könnte, zu meinen, damit sei fürs erste alles gesagt.¹ Die Antworten der Kollegen, unter denen mit Ute Frevert und Sigrid Weigel immerhin zwei Kolleginnen waren, sind heute alles andere als obsolet. Aber weil die Zeitgeschichte eben inzwischen in erster Linie als Problemgeschichte der Gegenwart verstanden wird, *müssen* sich die Perspektiven auf die jüngere Vergangenheit ständig ändern und damit auch das, was Zeithistoriker als relevante Gegenstände ihrer Forschung und – mindestens genauso wichtig! – ihrer Lehre identifizieren. Dass es tatsächlich Zeit für neue Fragen ist, wurde deutlich, als wir Anfang 2018 hier am Jena Center auf einer überaus anregenden Tagung über Demokratieverachtung in der Zwischenkriegszeit und in der Gegenwart diskutiert haben.² Den Mut für solche ja bislang eher ungewöhnlichen diachronen Vergleichsanordnungen werden wir auch weiter brauchen! Dass Vergleichen nicht Gleichsetzen bedeutet, ist ja eine Binsenweisheit aus der zeithistorischen Klippschule.

¹ Norbert Frei (Hg.), Was heißt und zu welchem Ende studiert man Geschichte des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2006.

² Vgl. das Programm der Tagung „Demokratieverachtung. Autoritäre Dynamiken in der Zwischenkriegszeit und in der Gegenwart“ (25.-27.1.2018) unter <http://www.jenacenter.uni-jena.de/Veranstaltungen/R%C3%BCckblick-p-17509.html>.

Ich habe mich sehr darüber gefreut, dass ich nun gleich wieder an diesen inspirierenden Ort eingeladen worden bin und bedanke mich ganz herzlich dafür. Die Tagung vom Januar war ja schon der beste Beweis dafür, dass das Wissen über das 20. Jahrhundert keineswegs sein Mindesthaltbarkeitsdatum überschritten hat, also durchaus „noch gut“ ist. Weil die mir gestellte Frage fast schon provozierend auf eine Weise formuliert ist, als handele es sich beim 20. Jahrhundert um einen Konsumartikel, der aus der Mode zu geraten oder gar gesundheitsschädlich zu werden droht, habe ich sie ausdrücklich nicht als Anstoß zu einer akademischen Auseinandersetzung über Konzepte und Methoden der Zeitgeschichte interpretiert. Eine solche kann nur das Ergebnis einer gemeinschaftlichen Anstrengung sein, wie sie eben 2006 auf höchstem Niveau hier erbracht worden ist. Mir schien eher eine Reflexion darüber angebracht, welche Verantwortung auf Zeithistorikerinnen und Zeithistoriker zukommt, wenn die Gegenwart sich gleichzeitig so geschichtsverSessen und geschichtsverGessen präsentiert wie heute.³ Ich möchte zunächst auf diese Ambivalenz von GeschichtsverSessenheit und -VerGessenheit eingehen, welche die an mich gerichtete Frage in dieser Form überhaupt erst hervorgebracht hat – das wäre gleichzeitig meine erste These. In einem zweiten Schritt möchte ich dann gemeinsam mit Ihnen darüber nachdenken, wie wir in dieser Lage unserer Verantwortung als „Sachverständige“ des 20. Jahrhunderts *vielleicht* gerecht werden und an welchen Vorbildern wir uns gegebenenfalls orientieren können. Sie werden feststellen, dass das Ganze eher den Charakter einer persönlichen Suchbewegung hat. Jedenfalls konnte ich die mir gestellte Frage letztlich nur als eine rhetorische Frage auffassen. Denn, wie es der wunderbare Mensch und Gelehrte Fritz Stern 2006 an dieser Stelle formuliert hat: „Das 20. Jahrhundert lastet auf uns allen, wir leben in seinem Schatten und in seinem Schutt.“⁴ Das gilt, so meine ich, nach wie vor.

Aber zu meinem ersten Punkt: GeschichtsverSessenheit versus GeschichtsverGessenheit. So viel Zeitgeschichte wie heute war nie! Das jedenfalls war der Befund, den Axel Schildt, ehemaliger Leiter der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, gerade bei uns in Göttingen präsentiert und mit eindrucksvollen empirischen Daten untermauert hat. Inzwischen behandelt sage und schreibe jedes dritte historische Buch auf einem auch insgesamt expandierenden Markt ein Thema der Zeitgeschichte.⁵ 1914, 1918, 1968, 1977 – die ‚runden‘ Jahrestage der mit diesen Daten verbundenen Zäsuren haben erstaunliche Wellen öffentlicher Aufmerksamkeit ausgelöst. Vor allem aber das Interesse an der NS-Zeit und ihren Folgen ist ungebrochen; in den zahlreichen Gedenkstätten, aber auch in Seminaren, Ausstellungen und Vorträgen mit NS-Bezug drängeln sich die Menschen. Entsprechend selbstbewusst äußerte sich Andreas Wirsching „zur Relevanz der Zeitgeschichte als

³ Ich übernehme das Begriffspaar aus dem Titel des Bandes von Ute Frevert und Aleida Assmann, *Geschichtsversessenheit – Geschichtsvergessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999.

⁴ Frei, Ende, S. 14.

⁵ Ich beziehe mich hier auf Axel Schildts Göttinger ‚Annual Lecture‘ vom 28.6.2018 mit dem Titel „Vom Siegeszug der Zeitgeschichte und ihren heutigen Problemen. Vgl. auch Ders., Wann endete das 20. Jahrhundert? Zur Problemgeschichte der Gegenwart, in: *Zeitgeschichte in Hamburg 2017*, S. 14-35.

Wissenschaft heute“, als das Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam im Oktober 2017 sein 25jähriges Bestehen beging.⁶ „Historische Wissenschaften“, so Wirsching, „sind die einzigen Disziplinen, die gleichsam mit zwei Augen sehen. Während das eine Auge in der Zeit- und Standortgebundenheit des Wissenschaftlers haften bleibt, richtet sich das andere auf die historische Tiefe. (...) Sind nicht die rein gegenwartsorientierten Wissenschaften gleichsam die Einäugigen unter den Blinden – den blinden Zeitgenossen, die ihre Gegenwart nicht zu verstehen vermögen? Und ist es demgegenüber nicht allein die Zeitgeschichte, die mit ihren beiden Augen zusammen räumlich sehen kann?“

So viel zur Geschichtsvergessenheit – dass die „Kenntnis des 20. Jahrhunderts noch zu etwas gut“ ist, scheint aus dieser Warte Konsens. Aber daneben und doch in vieler Hinsicht damit verknüpft gibt es eben auch die Geschichtsvergessenheit in all ihren Varianten. Drei davon möchte ich nennen: eine politische, eine moralische, und eine eher ‚lebensweltliche‘, aus der Alltagserfahrung erwachsene. Zunächst die politische. Hier denke ich natürlich an den Angriff auf die Zeitgeschichtsschreibung durch die inzwischen auch bei uns erfolgreichen Rechtspopulisten. Wer deren Aufstieg im gesamteuropäischen Kontext als ein Zeichen von Normalisierung interpretiert, verkennt die Nähe dieser Bewegung zu einer schon länger existierenden gewaltbereiten und gewalttätigen rechtsradikalen Szene. Außerdem unterschätzt die Normalisierungsperspektive das Ausmaß des Bruches, den das Auftauchen der Rechten mit der seit den 80er Jahren dominanten Erinnerungskultur bedeutet. Das kategorische „Nie wieder!“ als wichtigstem vergangenheitspolitischen Imperativ der reiferen Bundesrepublik hat, wie Axel Schildt in Göttingen plausibel argumentiert hat, den zeitgleichen Take-Off der Zeitgeschichtsschreibung ebenso befördert wie dieser selbst durch die Ergebnisse zeithistorischer Arbeiten gestützt wurde. Das Selbstverständnis der Rechten beruht dagegen ganz wesentlich auf einer der wissenschaftlichen Historiographie diametral entgegengesetzten Geschichtsinterpretation. Neben der so genannten Lügenpresse nehmen sie längst auch die vermeintlich antinationale Lügenwissenschaft der Historiker unter Beschuss. „Wir sind Teil des Problems“ – so hat Ute Daniel das ebenso knapp wie treffend auf unserer Tagung im Januar formuliert. Auch Andreas Wirsching warnte in seinem Potsdamer Vortrag vor dieser „geschichtsrevanchistischen Haltung, ja im Grunde Drohung, die nur darauf wartet, selbst Hegemonie zu gewinnen und zum geschichtskulturellen Rollback anzusetzen. Sollte es jemals einen Kultusminister der AfD geben, werden wir das erleben.“

So berechtigt diese Warnung auch ist: Eine noch problematischere Geschichtsvergessenheit scheint mir derzeit auf moralischem Feld zu liegen. Ich meine die Kluft, die sich immer mehr zwischen der Tagespolitik und den vermeintlich unantastbaren moralischen Lehren aus den Jahrhundertverbrechen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auftut – Lehren, die ja bei den einschlägigen Gedenk- und Jahrestagen nach wie vor zu Recht beschworen werden. Das ist natürlich im Prinzip nichts Neues:

⁶ Andreas Wirsching, Von der Lügenpresse zur Lügenwissenschaft? Zur Relevanz der Zeitgeschichte als Wissenschaft heute, veröffentlicht am 19.4.2018 unter <https://zeitgeschichte-online.de/geschichtskultur/von-der-luegenpresse-zur-luegenwissenschaft>.

Einerseits waren Politik und Moral immer schwer miteinander in Deckung zu bekommen, andererseits – und auch das sollten wir nicht vergessen – war der Weg zur Hölle nicht selten mit guten Absichten gepflastert. Dennoch ist es auffällig, wie gründlich das Gedenken an die Opfer der Vergangenheit inzwischen entkoppelt zu sein scheint von einer zutiefst zynischen Politik, die – getrieben durch die Angst vor den neuesten demoskopisch ermittelten Umfragewerten – nicht nur die Terminologie der Rechtsextremen nach und nach übernimmt, sondern auch deren Politikmodelle. Dazu gehört ausdrücklich auch das, was die Kollegen von der Politikwissenschaft „gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ nennen. Was ist von einer gemäß ihrer Selbstbeschreibung immer noch christlichen Partei zu halten, welche unter anderem einer Kriminalisierung der Seenotrettung Vorschub leistet, ganz so, als sei unterlassene Hilfeleistung in unserem Strafgesetzbuch kein Delikt? Im Juni 2018 jedenfalls, dem Monat, in dem Markus Söder in Bayern (sozusagen 80 Jahre zu spät) seinen ganz privaten Kreuzkampf aufnahm, ertranken bei Fluchtversuchen im Mittelmeer genau 629 Personen, darunter viele Kinder. Wir sollten es vielleicht nicht den Geschichtsrevisionisten überlassen, an die Konferenz von Evian zu erinnern, die sich in diesen Tagen zum 80. Mal jährt. Gerade in Deutschland sollte es sich auch verbieten, durch völlig ohne Not provozierte Regierungskrisen gleichzeitig den demokratischen Konsens bei uns, als auch den sowieso schon fragilen europäischen Zusammenhalt aufs Spiel zu setzen. Nachher ist man immer klüger? Das gilt offenbar nicht immer oder jedenfalls nicht für alle.

Zuletzt zu dem, was ich in Ermangelung eines besseren Begriffs ‚lebensweltliche‘ Geschichtsvergessenheit genannt habe. Angesichts der präzedenzlosen Dynamik und Geschwindigkeit des Wandels, der derzeit auf buchstäblich allen relevanten gesellschaftlichen Feldern zu beobachten ist – in der Politik, der Wirtschaft, der Medienlandschaft, der Kommunikation –, erscheint das 20. Jahrhundert bei aller Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen inzwischen unwiderruflich als ‚Geschichte‘. Genau das impliziert ja auch die mir vorgelegte Frage: Das 20. Jahrhundert ist vorüber, es kann aus der Distanz betrachtet werden und ist freigegeben zur Historisierung. Entsprechend häufen sich ja derzeit auch nach langer Periodisierungsabstinenz die Versuche der Zunft, den Endpunkt des Jahrhunderts zu bestimmen, um auf diese Weise Bilanz ziehen zu können. Darin übten sich auch schon die 2006 hier versammelten Kollegen, wobei damals am häufigsten der 11. September 2001 genannt wurde. Im Jahre 2018 erscheint diese Zäsur wohl weniger gravierend. Zwar wurde 9/11 mit seiner überwältigenden ikonischen Szenerie ganz zweifellos rund um den Globus als eine „sinnweltliche Ordnungszäsur“ erlebt, wie Martin Sabrow solche Wahrnehmungsbrüche der Zeitgenossen genannt hat.⁷ Als historiographische Deutungszäsur ist das Ereignis dagegen in den Hintergrund gerückt. Sogar innerhalb der Terrorismusforschung im engeren Sinne herrscht ein relativ breit geteilter Konsens, dass das bislang verheerendste terroristische Attentat weniger eine Zäsur für die Geschichte des Terrorismus

⁷ Martin Sabrow, Zur Deutungsmacht historischer Zäsuren. Impulsreferat in der Podiumsdiskussion „Historische Zäsuren“ auf dem Berliner Historikertag, 29.9.2010.

als vielmehr einen Einschnitt für die Geschichte seiner Bekämpfung bedeutet. Dieser *War on Terror* allerdings hat das Verhältnis zwischen dem Westen und der muslimischen Welt extrem belastet – mit Folgen, die bis auf weiteres unabsehbar sind. Von daher kann es durchaus sein, dass der 11. September als Epochenmarker noch nicht ausgedient hat. Im Augenblick jedoch scheint es sehr viel mehr Sinn zu ergeben, das Jahr 2008 mit seiner globalen Finanzkrise als Endpunkt eines langen 20. Jahrhunderts zu sehen. Zwar bedeutete die Finanzkrise nicht das Ende des digitalen Finanzmarktkapitalismus und ebenso wenig das Ende der neoliberalen Ideologie, wie ich gegen manche Kollegen argumentieren würde – leider! Dafür setzte die Krise einen so gravierenden Legitimitätsverlust unserer demokratischen Gesellschaften in Gang, dass er durchaus in mancher Hinsicht an Weimarer Verhältnisse erinnern kann. Das war ja auch unser Fazit im Januar. Ohne diese Krise wäre sicher auch die umstrittene Wahl Donald Trumps undenkbar gewesen, die aber natürlich ihrerseits eine Zäsur ganz eigener Art bedeutet.

Aber ich schweife ab. Zurück zur 3. Variante der Geschichtsvergessenheit, einer Variante, an der auf ihre Weise auch manche Historiker mitarbeiten. Statt als Interpreten der Vergangenheit profilieren sich einige nämlich neuerdings lieber als Propheten der Zukunft – und zwar mit bemerkenswert großer öffentlicher Resonanz. Ich denke etwa an den israelischen Bestsellerautor Yuval Harari, der anlässlich des Erscheinens seiner Zukunftsgeschichte „Homo Deus“ der jungen Generation geraten hat, sich auf der Suche nach Orientierung bloß nicht an die Älteren zu halten: Das Erfahrungswissen der Vergangenheit lege in einer radikal veränderten Welt gerade die falschen Entscheidungen nahe.⁸ Ich will dem Kollegen, dessen Bücher ich gar nicht gelesen habe, nicht zu nahe treten, zumal ich mich selbst nicht einmal im Ansatz in der Lage sähe, „Eine kurze Geschichte der Menschheit“ zu verfassen oder gar die Zukunft zu deuten. Allerdings hat mich Hararis Synthese des 20. Jahrhunderts, wie sie in einer Besprechung zitiert wurde, auch nicht gerade animiert, mich auf einer virtuellen Reise durch die Zeiten gerade seiner Führung anzuvertrauen. „Damals im Sommer 1914“, so schreibt Harari, „war die Menschheit auf der liberalen Schnellstraße unterwegs, als sie eine falsche Abzweigung nahm und in einer Sackgasse landete. Es bedurfte dann acht Jahrzehnten und dreier verheerender globaler Kriege, um wieder den Weg zurück auf die richtige Straße zu finden.“⁹ Statt hier weiterzulesen hätte ich ehrlich gesagt sehr viel mehr Lust, das Genre der Zukunftsdeutung selbst zu historisieren. Dazu könnte ich mir z.B. Joachim Radkau „Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen von 1945 bis heute“ besorgen, oder etwas in dem Sammelband „Die Zukunft des 20. Jahrhunderts. Dimensionen

⁸ „Die Welt wird extrem hektisch sein“. Ein Interview von Max Fellmann mit dem Historiker Yuval Noah Harari über die Welt von morgen, in: SZ-Magazin 38/2017, online: <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/leben-und-gesellschaft/die-welt-wird-extrem-hektisch-sein-84042>.

⁹ Yuval Noah Harari, *Homo Deus. Eine Geschichte von morgen*, München 2017, zitiert in: Adrian Lobe, „Homo Deus“- Ist die Menschheit bald am Ende? (10.4.2017), online: <https://www.zeit.de/kultur/literatur/2017-04/homo-deus-yuval-noah-harari-buchkritik>.

einer historischen Zukunftsforschung“ blättern, den Lucian Hölscher herausgegeben hat.¹⁰ Der Klappentext klingt jedenfalls vielversprechend. Dort heißt es: „Bei der Analyse von vergangenen Zukunftskonzepten besteht der Ertrag nicht in geschlossenen Geschichtsbildern, sondern in der Auflösung des historischen Wandels in eine Pluralität von Geschichtserzählungen“. Es ist schon schade, dass man so selten dazu kommt, von den Büchern der Kollegen mehr als Besprechungen und Klappentexte zu lesen! Und das meine ich kein bisschen ironisch, sondern ganz ernst.

Womit wir beim zweiten Teil meiner Überlegungen sind – bei unserer Verantwortung. Denn diese ist natürlich nicht zu trennen von den Möglichkeiten und den Grenzen unserer professionellen Bemühungen. Ich wäre diesbezüglich deutlich skeptischer als Andreas Wirsching. Im Ernst: Der Zeithistoriker als einzig Sehender unter lauter Blinden? Was öffentliche Interventionen von Historikern als *public intellectuals* angeht, gibt es für uns jedenfalls definitiv noch Luft nach oben. Mit Reinhard Rürup ist leider gerade wieder so ein vorbildlicher Kenner des 20. Jahrhunderts von uns gegangen, der sich nicht gescheut hat, auch unbequeme Wahrheiten – historische und aktuelle – öffentlich zu machen und seine Schlussfolgerungen daraus zu ziehen.

Meine Probleme habe ich auch mit der oft zitierten Metapher von Hans Günter Hockerts, der die Zeitgeschichte mit einem großen Bahnhofsbereich verglichen hat, in dem die Züge enden.¹¹ Als stünden die Züge jemals still, und als säßen wir nicht selbst in einem fahrenden Hochgeschwindigkeitszug, dessen Destination wir nicht kennen. Der unsichere, allerdings immer noch höchst komfortable Standort, von dem aus wir die Welt betrachten, ist ein Zugabteil der Ersten Klasse. Immer mehr allerdings beschleicht uns das mulmige Gefühl, der Zug, in dem wir sitzen, könnte vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft entgleisen. Und das Wissen um die höhere Überlebensquote auf dem Oberdeck der Titanic hilft gegen dieses Gefühl auch nur bedingt.

Mit anderen Worten: Wir verfügen natürlich nicht über „die Kenntnis des 20. Jahrhunderts“, allenfalls haben wir Kenntnisse über manche seiner Facetten, und zwar auch als Profi-Historiker und -Historikerinnen vergleichsweise bescheidene. Unserer Verantwortung können wir überhaupt nur dann gerecht werden, wenn wir um unsere eigenen Sichtblockaden und Irrtümer wissen. Ich will hier gar nicht von der Verstrickung älterer Historikergenerationen in die Verbrechen des 20. Jahrhunderts sprechen, sondern lieber von unserer eigenen Standort- oder, um im Bild zu bleiben, unser Sitzplatzgebundenheit. Diese hat uns ja schon einmal dazu verleitet, uns einzubilden, das 20. Jahrhundert verstanden zu haben, damals in der kurzen Variante von 1914 bis 1989. Auch wenn die meisten von uns nicht so naiv waren, in den 90er Jahren gleich an das Ende der Geschichte zu glauben, so gaben wir uns doch nur zu gern der Illusion hin, mit dem Zusammenbruch des

¹⁰ Joachim Radkau, *Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen von 1945 bis heute*, München 2017; Lucian Hölscher (Hg.), *Die Zukunft des 20. Jahrhunderts. Dimensionen einer historischen Zukunftsforschung*, Frankfurt a.M. 2017.

¹¹ Hans Günter Hockerts, *Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder*, in: *Historisches Jahrbuch* 113 (1996), S. 98-127, hier S. 127.

Kommunismus sei ein neues Zeitalter der Demokratie, des Wohlstands und des friedlichen Miteinanders angebrochen. Nicht nur das wiedervereinigte Deutschland sei endlich zur Gänze im Westen angekommen, alsbald werde auch der Rest der Welt sich auf den vom Westen vorgezeichneten leuchtenden Pfad machen. Wim Wenders hat diesem Lebensgefühl in seinem Road-Movie „Lisbon Story“ von 1994 ein bemerkenswertes Denkmal gesetzt. Wie Siegfried Kracauer denke ich, dass Spielfilme uns sehr gut dabei helfen können, vergangene Zeiten zu verstehen! Außerdem bin ich davon überzeugt, dass eine gelingende Geschichte des 20. Jahrhunderts auch eine Visual History sein muss. In Wim Wenders Film geht es jedoch um einen Tontechniker, der mit dem Auto von Frankfurt nach Lissabon unterwegs ist. Der Vorspann zeigt ihn zunächst auf einer deutschen Autobahn, dann passiert er diverse Grenzen, deren Schlagbäume, soweit überhaupt vorhanden, sich ganz von selbst öffnen. Die ganze Zeit über läuft das Radio – man hört diverse Rede- und Musikfetzen in unterschiedlichen Sprachen. Der Protagonist kommentiert: „Fällt auf, dass Europa wirklich zusammenwächst, ein Land wird... Sprachen ändern sich, Musik ist anders, Nachrichten sind auch verschieden... Aber was heißt das schon. Die Landschaft ist dieselbe geblieben, erzählt immer wieder die gleiche Geschichte von einem alten Kontinent, der die Kriege satt hat. Gutes Gefühl, einfach fahren, an nichts denken, die Straßen und den Geist der Geschichte durch mich durchziehen lassen. Ha – hier bin ich zuhause! Das hier ist mein Heimatland! ma patrie, mia patria, la mia patria. my homecountry, my homecountry...“

Ich weiß nicht, ob Sie sich in diesem Lebensgefühl wiedererkennen, das heute so atemberaubend anachronistisch wirkt. Ich, die ich 1994 zu einem Erasmus-Semester erstmals nach Italien ging, wo ich dann später im Rahmen der Promotion noch einige Jahre forschen sollte, fühle mich jedenfalls zu 100% ertappt. Erst aus heutiger Sicht wird die ganze Begrenztheit dieses Narrativs deutlich, das aber natürlich schon damals nicht gestimmt hat, weil allzu viel ausgeblendet wurde. Da ist ein Besserwessi gen Westen unterwegs und erliegt auf dem Weg in einen idealisierten Süden der Illusion, nur weil er selbst seine eigene, deutsche Vergangenheit leid ist, habe sich auch die Sache mit dem Nationalismus erledigt. Derweil entluden sich auf dem Balkan bereits in blutiger Weise die lange unterdrückten Nationalitätenkonflikte. In die Erzählung der ‚trente glorieuses‘, der 30 goldenen Jahre der Nachkriegszeit, in der Europa vermeintlich „zu einem Land“ zusammenwuchs und sich zum Frieden läuterte, lässt sich weder der Osten Europas noch der globale Süden integrieren; auch nicht Portugal, das bekanntlich erst in den 70er Jahren als letzte europäische Kolonialmacht endlich von seinen afrikanischen Gebieten gelassen hat.

Ich habe den Verdacht, dass die Irrtümer des Tontechnikers auf dem Weg nach Lissabon nicht nur von mir geteilt wurden. Sehr viel später, als ich dann schon im 21. Jahrhundert in Göttingen meine ersten Seminare gab, habe ich mich jedenfalls immer öfter gefragt, wo eigentlich jemals der Westen zu finden gewesen sein soll, zu dem die Deutschen für manche Kollegen so unermüdlich unterwegs waren oder dies jedenfalls sein sollten. Zweifelsohne war der 8. Mai 1945 für die Deutschen ein Tag der Befreiung, wie sie nach 40jährigem erheblichem Zähneknirschen schließlich auch selbst begriffen

haben. In Nordafrika war er jedoch der Tag des Massakers von Sétif, das mit seinen bis zu 45.000 Toten auf algerischer Seite die erste Weichenstellung für den knapp zehn Jahre später ausgebrochenden Algerienkrieg bedeutete; letzterer übrigens ein vergessenes Schlüsselereignis des 20. Jahrhunderts, wie ich meine. Wer sich damit beschäftigen möchte, dem empfehle ich zum Einstieg den Film „Die Schlacht um Algiers“ des italienischen Neo-Realisten Gillo Pontecorvo von 1966. Auch in Südostasien ging die Gewalt nach Ende des Weltkriegs weiter; und in Form der allgegenwärtigen Rassentrennung auch im Süden der USA. Es waren die heute nicht umsonst von rechts ins vergangenheitspolitische Visier genommenen ‚68er‘, die – bei all ihren sonstigen Defiziten – diese breite Blutspur zur Kenntnis genommen und skandalisiert haben: die Blutspur, die vom Westen in den Süden verlief. In einer Zeit, in der das Böse offiziell immer nur auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs verortet wurde, haben die ‚68er‘ von einer Revolution geträumt, bei der sich die ‚Dritte Welt‘ wie einst der Dritte Stand über die bisherigen Herren der Welt erhebt. Zu diesem Aufstand gegen das Ancien Régime ist es bekanntlich bisher nicht gekommen. Statt Kriegsschiffen haben die „Verdammten dieser Erde“ (Fanon) ja auch nur wacklige Schlauchboote. Al Qaida oder den IS als Vorboten dieses Aufstands zu interpretieren, führt wohl eher in die Irre.

Aber man muss gar nicht Schillers Universalgeschichte oder das heutige Modediktat des *going global* zum Maßstab nehmen, um festzustellen, dass Zeithistoriker meist genau denselben Sichtblockaden erliegen wie ihre Zeitgenossen. Als ich im letzten Jahr meine persönliche Blindheit auf dem rechten Auge angehen wollte und ein Seminar zum Thema Rechtsradikalismus und Rechtsterrorismus in der alten und neuen Bundesrepublik anbot, stellte ich sehr bald fest, dass es außer einigen wenigen engagierten journalistischen und politikwissenschaftlichen Arbeiten kaum brauchbare Literatur gibt; nichts von Zeithistorikern jedenfalls. Einem Gespräch mit Tim Schanetzky am Rande unserer Tagung im Januar verdanke ich den Hinweis, dass das verheerendste terroristische Attentat der deutschen Nachkriegsgeschichte, das Oktoberfestattentat von 1980 mit seinen 13 Toten und 211 Verletzten, in den einschlägigen Gesamtdarstellungen der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts gar nicht erwähnt oder allenfalls am Rande gestreift wird. Auch wir Zeithistoriker haben also das Gewaltpotential von rechts systematisch unterschätzt, bis es im November 2011 für alle sichtbar aus dem „Nationalsozialistischen Untergrund“ ans Tageslicht gekrochen kam. Einzig Lutz Niethammer hat schon 1969 unter dem Titel „Angepaßter Faschismus“ ein Buch zur „politischen Praxis der NPD“ verfasst.¹² Die für uns alle so überraschende und euphorisierende Öffnung der Grenzen wurde in den 90er Jahren jedenfalls auch von den Rechtsradikalen sofort zur transnationalen Vernetzung genutzt. Die Parolen, die neuerdings von den so genannten „Patriotischen Europäern gegen die Islamisierung des Abendlandes“, von den „Identitären“ und inzwischen auch von der ursprünglich ‚nur‘ als Anti-Euro-Partei gegründeten AfD skandiert werden, stammen größtenteils aus dem Fundus der 90er, übrigens auch der skandalöse Begriff „Asyltourismus“. Für uns als „Kenner“ des 20.

¹² Lutz Niethammer, *Angepaßter Faschismus: politische Praxis der NPD*, Frankfurt a.M. 1969.

Jahrhunderts bleibt der schwache Trost, dass wir die Mechanismen der provokativen Regelverletzung und des gezielten Tabubruchs, die die Rechtspopulisten von den Neuen Sozialen Bewegungen übernommen haben, zumindest durchschauen und ihre Zukunftsvision als ebenso gruselige wie unrealistische „Retrotopie“ entlarven können, um Zygmunt Baumanns letztes, posthum erschienenenes Buch zu zitieren.¹³ Gegenhalten ist dennoch schwer, zumal, wenn Regierungsmitglieder die Ewig-Gestrigen noch zu toppen versuchen, indem sie die Notwendigkeit einer „konservativen Revolution“ beschwören. Ausgerechnet!

Aber ich hatte Ihnen ja versprochen, Sie nicht nur mit unseren Grenzen zu konfrontieren und zu frustrieren, sondern Ihnen auch mögliche Vorbilder zu präsentieren. Das möchte ich zum Schluss dieses Vortrags auch tun, indem ich Ihnen zwei aus meiner natürlich subjektiven Sicht höchst angemessene Möglichkeiten vorstelle, mit dem sperrigen 20. Jahrhundert umzugehen. Ich habe nicht nur ein geschichtswissenschaftliches, sondern auch ein künstlerisches Beispiel ausgesucht – auch weil ich der Auffassung bin, dass wir Profi-Historiker das Deutungsmonopol über die Vergangenheit nicht nur de facto nicht haben und niemals hatten, sondern dass wir Verbündete in anderen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bereichen dringend brauchen, wenn es darum geht, die *terribles simplificateurs*, die schrecklichen Vereinfacher, in ihre Schranken zu weisen.

Aber zunächst zu dem Beispiel aus unserer eigenen Disziplin. Die Monographie, die mich in den letzten Jahren mit Abstand am meisten beeindruckt hat, war Frank Reuters „Der Bann des Fremden. Die fotografische Konstruktion des ‚Zigeuners‘“.¹⁴ Sicher ist das Buch nach der begeisterten Aufnahme vor allem unter Visual Historians kein Geheimtipp mehr; ich finde aber, es hätte auch in der allgemeinen Geschichte eine weit größere Bekanntheit verdient. Wenn es die Aufgabe der Zeitgeschichte ist, einerseits historische Erfahrungen aufzugreifen, die man sich vergegenwärtigen sollte, andererseits, das historische Gewordensein der Gegenwart aufzuzeigen, so ist hier beides meisterlich gelungen. Reuters Buch geht von der Beobachtung aus, dass dem ‚Zigeuner‘-Konstrukt eine Schlüsselfunktion für die Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft zukam – und zwar eine Funktion, die von der vielschichtigen sozialen Wirklichkeit dieser kleinen Bevölkerungsgruppe vollkommen abgekoppelt war. Der ‚Zigeuner‘ fungierte als das Andere des „anständigen“ Bürgers, und dieses Anders-Sein wurde eben, so Reuter, maßgeblich durch Bild-Medien inszeniert. Die Brisanz und die Relevanz des Themas resultieren natürlich daraus, dass Sinti und Roma so gründlich aus der Zivilisation heraus-visualisiert worden sind, dass sie als „Gemeinschaftsfremde“ wie selbstverständlich in das Vernichtungsprogramm der Nationalsozialisten einbezogen wurden. Von daher ist es auch plausibel, dass Reuter seine Studie mit der Analyse der fotografischen Zeugnisse der NS-Verbrechen beginnt: mit den ‚Zigeuner‘-Bildern der Rassenanthropologen und den fotografischen Spuren eines letztlich gleichwohl unsichtbar gebliebenen Genozids im Zweiten Weltkrieg. Von dort aus springt er in

¹³ Zygmunt Baumann, *Retrotopia*, Berlin 2017.

¹⁴ Frank Reuter, *Der Bann des Fremden. Die fotografische Konstruktion des „Zigeuners“*, Göttingen 2014.

der Chronologie erst zurück zu den Wurzeln der ‚Zigeuner‘-Fotografie im 19. Jahrhundert und dann nach vorn zu den fotografischen Sichten auf Sinti und Roma nach 1945, wobei er erschreckende Kontinuitäten zutage fördert. Dieses ungewöhnliche Erzählen gegen die Chronologie ist eine für meine Begriffe ebenso mutige wie aus dem Sujet heraus begründete Entscheidung. Bewusst habe ich übrigens am Ende dann doch lieber keine dieser wahrlich ‚toxischen‘ Bilder in meine Präsentation eingebaut, obwohl Frank Reuter mir diese Vorlagen auf meine Bitte hin noch extra geschickt hatte. Nicht nur aufgrund seiner wissenschaftlichen Qualität, sondern auch aufgrund seiner traurigen Aktualität ist sein Buch für mich das Buch der Stunde – auch wenn, da bin ich sicher, Frank Reuter auf die bedrückenden Nachrichten aus Italien gut und gern hätte verzichten können, wo die neue rechtspopulistische Regierung gerade eine Zählung und Registrierung der Sinti und Roma angeordnet hat, um möglichst viele von ihnen danach außer Landes befördern zu können.

Lassen Sie uns trotzdem noch einen Moment in meinem, ich bin *fast* versucht zu sagen: einstigen, Sehnsuchtsland Italien bleiben – genauer gesagt in Rom, wohin es ja auch Wim Wenders mit seinem jüngsten Film über Papst Franziskus gezogen hat. Ich möchte Sie dagegen anders als Wenders nicht in den Vatikan führen, sondern ein paar hundert Meter weiter südlich, ans Ufer des Tibers. Am 21. April, dem sagenhaften Geburtstag der Ewigen Stadt („*natale di Roma!*“), wurde der römischen Öffentlichkeit 2016 mit einer nächtlichen Performance ein beeindruckendes Kunstwerk übergeben. Nach über einem Jahrzehnt der Verhandlungen mit mehr als zehn städtischen und staatlichen Behörden war an den Ufermauern zwischen dem Ponte Mazzini und dem Ponte Sisto schließlich ein gewaltiges, 550 m langes und 10 Meter hohes Fries namens „*Triumphs and Laments*“ entstanden; eine Mischung aus Triumphzug und Totentanz, die sich nicht zufällig direkt gegenüber des ehemaligen jüdischen Ghettos befindet. Am 16. Oktober 1943 hatten deutsche SS-Einheiten dieses Viertel durchkämmt und förmlich unter den Augen des Papstes 1.259 Menschen verschleppt. Nur 16 der insgesamt etwa 2.000 aus Rom deportierten Juden kamen nach dem Krieg lebend zurück.

William Kentridge, so der Name des für den Fries verantwortlichen Südafrikaners, hatte 1997 auf der Kasseler *documenta* mit zwei Animationsfilmen seinen Durchbruch erlebt, von denen einer das Trauma der Apartheid, der andere die Shoah zum Thema hatte. Fünf Jahre später begann der jüdische Künstler in der italienischen Hauptstadt sein zumindest den Dimensionen nach größtes Werk. Für die Herstellung des aus mehr als 90 Figuren zusammengesetzten Frieses bediente sich Kentridge einer ungewöhnlichen Technik. Seine ersten Entwürfe in Form von Kohlezeichnungen wurden digital in stark vergrößerte Schablonen verwandelt und an der Uferbefestigung fixiert. Anschließend wurden die nicht abgedeckten Flächen mit Hochdruckwasserstrahlern von ihren Schmutzablagerungen befreit. Ergebnis war ein „*erased graffiti drawing*“, ein Graffiti mit dem Radiergummi. Für Kentridge war dieses Vorgehen mit der Arbeit von Historikern und Archäologen verwandt: “The color of the travertine stone is, as it were, a light background, and the dirt that is left after the wall is washed holds the history of the city. This technique got me immediately thinking about a whole series of other associations and possibilities,

of all the multiple histories that are sitting in the grime of the city, waiting to be washed away, to be revealed – an archaeology of the twentieth century, all in a millimeter of dirt.”¹⁵

Historikern mag es eher befremdlich erscheinen, die Schmutzablagerungen am Ufer des Tibers mit einem Archiv zu vergleichen, dem sich die Geschichte(n) der universellen Stadt Rom – und damit der Menschheit – entlocken lassen. Aber die zentrale Aussage von Kentridges Werk fasst das 20. Jahrhundert vielleicht besser zusammen als manches Geschichtsbuch. „Everybody’s triumph is always the cost of someone else’s lament“.¹⁶ Zum ‚defining moment‘ für Kentridges Projekt am Tiber wurde seine Entdeckung, dass das nahegelegene jüdische Ghetto keine Erfindung des ‚finsteren Mittelalters‘ gewesen, sondern im Jahr 1555 von Papst Paul IV. eingerichtet worden war, der gleichzeitig unter der Leitung Michelangelos den Neubau des Petersdoms vorantreiben ließ. Diese Dialektik von ‚glory and shame‘, wie sie der Künstler nannte, wurde zum konstitutiven Element des ganzen Frieses. Das Werk besteht aus einer kinematographisch anmutenden Szenenfolge, die sich von links nach rechts, von der Darstellung einer geflügelten Siegesgöttin, einem Bildzitat aus der Trajanssäule, und der Reiterstatue des Marc Aurel, Symbol imperialer Macht, hin zum abschließenden Motiv eines in sich zusammenbrechenden Pferdeskeletts entwickelt. An dieser Stelle geht ein großer Dank an den Direktor des DHI in Rom, Martin Baumeister, der mir seine Fotos und Bilder zur Verfügung gestellt und diesen letzten Teil des Vortrags maßgeblich inspiriert hat.¹⁷ Der antike Triumphzug wird bei Kentridge überführt in den Triumph des Todes, *il trionfo della morte*, der Anklage und Totenklage miteinander verbindet. Aus Hunderten von Vorlagen, die dem Künstler aus Rom nach Johannesburg geschickt worden waren, stellte er ein breit gefächertes Bildprogramm mit direktem oder indirektem Rombezug zusammen. Es umfasst antike Monumente und Kunstwerke, mittelalterliche Handschriften und Fresken, Skulpturen und Gemälde der Renaissance, Denkmäler des 19. und 20. Jahrhunderts bis hin zu Pressefotos und Film-Stills. Ergebnis der eigenwilligen Kombination ist eine Fülle von „Echos quer durch die Jahrhunderte“. Ich möchte Ihnen nur einige wenige Beispiele zeigen, an denen Kentridges Collagetechnik besonders deutlich wird: So überblendet er eine Darstellung antiker Galeerensklaven mit derjenigen heutiger Bootsflüchtlinge auf dem Mittelmeer. Im anderen Fall wird eine Schlachtendarstellung des berühmten Ludovisischen Sarkophags, auf dem die Römer die Barbaren niedermetzeln, mit dem Pressefoto des von den Roten Brigaden ermordeten mehrfachen italienischen Ministerpräsidenten Aldo Moro zusammengeschnitten. Wie ein blutiger Faden ziehen sich durch das Werk die Bilder von am Boden liegenden Toten: der von seinem Zwillingsbruder Romulus erschlagene Remus, der 1975 in Ostia ermordete Pasolini, eine tote Frau, an deren Leichnam ihr verzweifelter kleiner Sohn kniet. Letzteres ist ein Zitat aus Rossellinis neorealistischem Filmklassiker *Roma città*

¹⁵ William Kentridge, *Triumphs and Laments*, Köln 2016, S. 50.

¹⁶ Zitiert in: William Kentridge, *Triumphs and Laments*, a film by Todos Contentos and Y Yo Tambien Media Productions (3.11.2015), online: <https://www.youtube.com/watch?v=SuT84TKYOGI>.

¹⁷ Ich beziehe mich im Folgenden unter anderem auf den Vortrag, den Martin Baumeister am 26.4.2018 in Göttingen unter dem Titel „Triumphs and Laments of Rome oder: Wie schreibt man Geschichte in einer ewigen Stadt?“ gehalten hat.

aperta von 1945. Die berühmte Szene mit der Schauspielerin Anna Magnani erinnert Kentridge auch an die 1977 bei einer Demonstration wohl von einem Polizisten getötete 18jährige Giordiana Masi, eine Märtyrergestalt der Protestbewegung der 70er Jahre. Ursprünglich wollte Kentridge den ganzen Fries mit den letzten Worten der Schülerin benennen: „O Dio, che dolore!“, „Oh Gott, was für ein Schmerz!“. Auch hier fehlt die Referenz an den antiken Triumphzug nicht, denn über der Toten schwebt einmal mehr der Lorbeerkranz.

Vielleicht fasziniert mich Kentridges Archäologie des 20. Jahrhunderts auch deshalb so sehr, weil der römische Alltag natürlich völlig unbeeindruckt von den „Triumphs and Laments“ weitergeht und der Durchschnittsrömer davon ebenso wenig Notiz nimmt wie die meisten Mitmenschen von unseren zeithistorischen Arbeiten. Sind vielleicht beide, das Kunstwerk wie die Bücher, zu elitär, und wir alle schlicht zu arrogant und selbstbezogen? Auch die Sichtbarkeit der Figuren auf dem Stein verblasst in der smog-geplagten römischen Altstadt ebenso rasch wie die Halbwertszeit unserer Arbeiten. Das vorhersehbare Verschwinden der Bilder erinnert mich jedenfalls auch an die Formel, die der Kulturanthropologe Alexei Yurchak geprägt hat, um die osteuropäische Erfahrung des Wandels von 1989/91 zu beschreiben.¹⁸ Für die dort lebenden Menschen war der Zusammenbruch der Sowjetunion einerseits, so Yurchak, völlig unerwartet und gleichzeitig trotzdem nicht überraschend gekommen. „Everything was forever until it was no more.“¹⁹

Vielleicht ist es ja diese Erkenntnis, zu der die „Kenntnis“ des 20. Jahrhunderts am ehesten gut ist. „Everything was forever until it was no more.“ Es bleibt trotzdem zu hoffen, dass dies *nicht* für unsere Demokratie gilt. Denn das vergangene Jahrhundert hat eines vielleicht mehr als alles andere gezeigt: Demokratie ist nicht selbstverständlich, sie muss gelebt und vor allem gegen ihre Feinde verteidigt werden. Sie ist, um Winston Churchill zu zitieren, „die *schlechteste aller* Regierungsformen – abgesehen von all den *anderen* Formen, die von Zeit zu Zeit ausprobiert worden sind.“

¹⁸ Für diesen Hinweis danke ich meiner Göttinger Kollegin für osteuropäische Geschichte, Anke Hilbrenner.

¹⁹ Alexei Yurchak, *Everything Was Forever Until It Was No More. The Last Soviet Generation*, Princeton /New Jersey 2006.